

Das Inserat [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 15

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

13. April

D's erste Lerchli.

Don Jakob Bürki, Dettligen.

Lerchli, Lerchli, bist au scho
Wiederume zue-n-is cho,
Für der Früelig z'bringe?
Bis gottwilche tußigmal!
s'freut mi wäger jedesmal,
Wenn d' is chunsch cho sänge.

Gäll, bisch froh, isch d' Reis verby!
Jes mueß dank de baue sy,
Gschafft uf Lib und Läbe.
I mim Ried, dem Bächli nah,
Wär e schöne Husplatz z'ha,
Gib dr ne vergäbe.

Wenn de d's Hüttli baue heßt,
Gits es fröhlichs Hochzitsfest,
De wirst erst rächt juße.
Nu, i wünsch-e-n-euch dert dry:
Friede, Glück, viel Sunneschy
Und e Chupple Buße.

Das Inserat.

Don Lisa Wenger.

(Fortsetzung.)

Sabinens Stimme hatte sich ehrfürchtig gesenkt.

Menschenkenntnis schätzte und bewunderte sie am meisten, mehr als andere Eigenschaften.

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte Herr Emanuel frech und herausfordernd, denn er fühlte sich durch das Inserat und Sabinens Bewunderung in seiner Nüchternheit beleidigt und angegriffen.

„Ich nenne nichts mein eigen, an was erinnert mich das doch? Wichtig, an das Nachtlager von Granada, das der „Frohfinn“ letztes Jahr gefungen: Und nenn' ich nichts auch mein als Büchse, Schwert und Speiß!“ sang er falsch und übertrieben gefühlvoll vor sich hin. Sabine hielt sich die Ohren zu.

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Pfeiffer,“ sagte sie fast wehmütig. „Es tut mir leid, Sie so lachen zu hören, wo ein reiner Mensch aus der Tiefe seiner Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Seele schreit.“

„Und nach Geld,“ höhnte Emanuel.

„Warum nicht nach Geld? Was ist Geld? Wozu braucht er es? Da steht es ja: Wegen Familienverhältnissen. Wahrscheinlich muß er seine Schwester ausstatten und will nicht selbst glücklich werden, ehe sie es ist.“

„Wahrscheinlich,“ sagte Herr Emanuel trocken.

„Oder sein Bruder möchte studieren oder will Maler werden, oder seine Mutter muß in eine Irrenanstalt verbracht werden, oder sein Vater hat Schulden gemacht, die bezahlt

sein müssen —“. Sie schöpfte Atem. Herr Emanuel erstaunte ob der reichen Phantasie seiner Freundin.

„Papperlapapp!“ rief er aber wegwerfend.

„Das verbitte ich mir,“ sagte Sabine ernstlich erzürnt. Die Tränen traten ihr in die Augen.

Sie konnte es nicht ertragen, aus ihren Höhen gerissen zu werden. Herr Emanuel schonte sonst diese Schwäche, wie er ihre poetischen Schwärmereien nannte.

„In vollem Ernst, Sabine, die Sache ist Schwindel. Der Kerl prügelt sein seelenvolles Weib ehe ein Jahr herum ist, windelweich. Glauben Sie mir, so viel Menschenkenntnis habe ich auch noch, trotz dem Kerl.“

„Herr Emanuel,“ sagte Sabine, und ihr Porzellanstimmenklang, als hätte es einen Sprung bekommen. „Der Mann, der dieses Inserat geschrieben, ist ein Mann nach meinem Herzen. Ich irre mich da nicht, mein Gefühl sagt es mir. Sie können solche Worte freilich nicht verstehen, denn sie haben keine Poesie. Sie suchen einmal eine Frau, die Ihnen den Magen stopft.“ Das war ein Ausfall, den sich Emanuel wirklich nicht gefallen lassen konnte, denn er war nichts weniger als ein Fresser und trotz Sabinens gegenteiliger Behauptung ein Mensch, der ganz im stillen wohlgehütete und gutversteckte Ideale nährte und pflegte, nur durfte beileibe keiner etwas davon merken. Diesmal aber kam man ihm zu grob.

„Den Magen stopfen? Bin ich so einer? Verlange ich

etwa Hähnchen und Fische? Oder bin ich zufrieden mit Ihrem kalten Braten, und Ihrer Sauermilch, und Ihren Kartoffeln, und Ihren Apfelsüßlein —“

„Apfelsüßlein sind ja gerade Ihr Leibgericht,“ warf Sabine ein.

„Und mit Ihrem dünnen Kaffee, und Ihrer —“

„Es ist genug,“ sagte Sabine würdevoll. „Ich ziehe mich zurück.“ Sie nahm ihr Klüppelkissen und die Hälfte der Zeitung auf und wandte sich der Türe zu.

„Und ich auch,“ sagte zornig Emanuel, packte die andere Hälfte — sie hielten das Blatt gemeinsam — und seine halbfertige Laubsägearbeit unter den Arm und schoß noch vor Sabine aus der Türe.

Als Fineli wieder auf der Laube erschien, war niemand mehr da. Und es war noch lange nicht zehn Uhr. Was bedeutete das? Was war geschehen? Sie begab sich eilig in das Zimmer im ersten Stock, das sie mit ihrer Tante gemeinsam bewohnte.

Dort fand sie Sabine auf dem Bettrand sitzend und sich mit einem Tuch die Tränen abwischend, die ihr reichlich über die runden, glatten Wangen rollten. Denn sie hatte nahe am Wasser gebaut und weinte über alles. Zu gleicher Zeit las sie die Anzeige in der Zeitung und ärgerte sich über ihren Unzertrennlichen und über die Tatsache, daß sie sich zum erstenmal gezanft hatten. Aber sie konnte es eben nicht über sich bringen, einen unschuldigen, seelisch hochstehenden Menschen so verhöhnen zu lassen, wenn sie ihn auch noch nicht von Angesicht kannte.

„Josephine, lies diese Anzeige und sage mir dann, was du davon denkst.“ Sie gab nichts auf Finelis Meinung, fragte sie aber doch immer darum. Josephine tat, wie ihre Tante und Freundin sie geheißt.

„Das ist ein wunderschönes Inserat,“ sagte sie dann, „das schönste, das ich je gelesen, und es stehen alle Tage viele in der Zeitung.“

„So poetisch,“ sagte Sabine befriedigt, „und so auf das Ideale gerichtet.“

„Und so gefühlvoll,“ fügte Josephine hinzu.

„Und so selbstlos. Man merkt schon, daß er das Geld nicht für sich will. Und einer, der schon viel gelitten hat, versteht auch andere.“ Fineli nickte.

„Und wie ehrlich er ist. Er sagt gleich, daß er nichts hat.“

„Nichts hat? Zugegeben, wenn du das Geld meinst. Aber ein Herz voll Liebe, ist das nichts? Alles ist ein Herz voll Liebe, Fineli, alles.“

„Ja, ja, natürlich,“ sagte die Nichte.

„Fineli, was würdest du sagen, wenn ich dem Herrn antwortete? Es wäre ein Gemahl für dich.“

„Für mich? Ach, du mein Gott,“ rief Fineli entsetzt, setzte sich erschrocken auf ihr Bett und ließ die Arme am Leibe herunterhängen. „Ach Gott, Sabi, nein, tue mir das nicht zu leid. Ich will bei dir bleiben. Ich weiß ja gar nicht, was man mit einem Herrn redet.“

„Das kommt dann schon,“ tröstete Sabine. „Und weißt du, Fineli, ewig lebe ich auch nicht, du wärst ganz allein ohne mich.“

„Ach, Sabine, du bist ja erst 37 Jahre alt, da denkst man noch nicht ans Sterben.“

„Es weiß keiner, wann seine Stunde kommt,“ sagte Sabine. „Fineli, wir wollen ihn uns einmal ansehen. Ansehen ist nicht heiraten. Vielleicht gefällt er uns so gut wie sein Inserat.“

„Ja,“ nickte Fineli, die eigentlich stets und zu allem ja sagte. „Weiß es Herr Emanuel?“

„Er las den Artikel, spottete aber so darüber, daß es mich tief betrückte. Er ist ein durch und durch materieller Mensch, so gut er sonst ist.“ Sie seufzte und Fineli seufzte auch.

„Ich werde morgen auf das Heiratsgesuch antworten,“ sagte Sabine entschlossen. „Ich werde durchblicken lassen, daß hier ein Weib zu finden sei, voll Gemüt und Seele. Ich werde andeuten, daß ein gewisses Vermögen nicht fehlt und daß die Besitzerin desselben nicht abgeneigt wäre, es in den Dienst selbstlosen Wohltuns zu stellen. Ich werde ihn ahnen lassen, sehr zart angedeutet, sehr diskret, daß uns seine Mittellosigkeit nicht abschreckt, daß uns aber ein von höchster, idealer Liebe erfülltes Herz als das begehrenswerteste Gut erscheint.“ Ihre blauen, durchsichtigen Augen strahlten schwärmerisch und sie rieb heftig ihren zerstochnen Zeigefinger. Bewundernd sah Fineli zu ihr auf. Für sie gab es überhaupt nur ein Ideal, und das war Sabine.

Tante und Nichte glichen sich sehr. Nicht nur eine starke Familienähnlichkeit war ihnen eigen: die gleichen sanft gebogenen Nasen, die gleichen langen Gesichter, die gleichen zartrosa Wanglein, sondern sie hatten sich auch im Lauf der Jahre dieselben Bewegungen angewöhnt und ihre Stimmen auf denselben Ton gestimmt. Sie trugen sich auch ganz gleich, des Umstandes wegen, daß es beim Einkaufen und beim Zuschneiden billiger zu stehen kam, wenn man dieselben Stoffe für beide wählte und die Kleider ineinander schnitt.

Bis tief in den Herbst hinein trugen sie ihre hellen Waschkleider und Muffelintücher um den Hals, die gefältelt und über die Brust gekreuzt waren. Dort befestigten sie die Zipfel mit zwei Schützentaler, die sie von ihren Vätern geerbt, und als Brochen hatten herrichten lassen.

War auch Sabine älter als Josephine, so merkte man doch davon nicht viel. Josephine sah älter aus als sie war, und Sabine jünger, so glich es sich wieder aus. Doch hatte man das deutliche Gefühl, daß Fineli eine wohlgelungene Kopie Sabines sei, und im großen und ganzen machten sie beide den Eindruck, als seien sie aus Porzellan wie ihre Stimmen, so glatt und sauber, so steif und doch zierlich, so angenehm und fleckenlos sahen sie aus.

Im Zimmer nebenan, nur durch eine mäßig dicke Wand getrennt, begab sich Herr Emanuel Pfeiffer ärgerlich und verstimmt zur Ruhe. Fast hätte er laut vor sich hingeredet.

Er hatte genug von dieser Poesiewirtschaft und den ewigen Idealen. Genug von der Unvernunft und Kurzsichtigkeit dieser Weiberwesen, die auf eine schwindelhafte, berechnend-heuchlerische Anzeige hin Streit mit einem langjährigen, bewährten Freund angingen, und sich nicht scheuten, ihm den Vorwurf krafftesten Materialismus' ins Gesicht zu schleudern.

Magen stopfen! Jawohl! Ach du liebe Zeit. So weit her war es in dem Haus gar nicht, mit dem Magen stopfen. Darum brauchte er nicht bei seinen Porzellanjüngferchen zu wohnen, nein, wahrhaftig, darum nicht. Da hätte er es anderswo besser bekommen können. Aber das friedliche Leben,

die peinliche Sauberkeit, die schneeweiße Lauterkeit des Häuschens und seiner Insassen, die schönen, gemütlichen Abende, das Vorlesen und Plaudern, das hatte es ihm angetan. Aber er kannte das Leben. Er lebte nicht in einem Glaschrank, er kam mit Menschen zusammen. Und mit dem Geld alle Tage. Und wenn man mit dem zusammenkam, dann ade, du harmloser Glaube an die Uneigennützigkeit der Menschen. Was? Zu einem Freßer wollte man ihn hier stempeln? Herr Emanuel schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Wasserflasche klirrte, seine goldene Uhr unwillig in die Höhe sprang, und Sabine und Fineli nebenan erschrakten und zusammenfuhren.

„Manchmal ist er ein Grobian,“ sagte Sabine. Das war das stärkste Wort, das sie kannte. Betrübt schlief sie ein.

Auch Herr Emanuel fand endlich den Schlaf. So ärgerlich war er, seit er bei Jungfer Schön in Kost war, noch nie gewesen.

Den folgenden Mittwoch nachmittag, an dem keine Näh- schule war, benützte Sabine, um eine Antwort auf die Heirats- anzeige zu verfassen. Sie schrieb sorgfältig und zart, wie sie es sich vorgenommen. Ihr Stil war blumenreich und ver- ziert, etwas unklar, aber sehr schön, wie Fineli sagte. Die Sätze waren lang und glichen japanischen Schachteln, in denen immer eine in der andern steckt. Aber ihre ganze helle, harm- lose Seele lag offen da, und auch ihr naives Vertrauen in die Güte aller Menschen.

Sie hätte gerne mit Emanuel diese wichtige Sache be- sprochen, aber davon konnte ja keine Rede sein nach dem Disput von gestern abend. Sie hatte im Gegenteil Fineli angewiesen, über die ganze Angelegenheit Herrn Pfeiffer gegenüber zu schweigen.

Zusammen trugen sie den wichtigen Brief zur Post. Zögernd warfen sie ihn in den Kasten, und als er mit einem harten Geräusch herunterfiel, gab es ihnen einen kleinen Schlag. Das war eine wichtige Sache, so eine Antwort. Es konnte eine Heirat daraus werden, eine Veränderung aller ihrer Gewohnheiten. Es konnte für Josephine ein großes Glück daraus entstehen. Es konnte für ihren kleinen Kreis von Nutzen sein, es konnte der erste Schritt sein zu einer bis jetzt unmöglichen Höhe ihres geistigen Niveaus. Aber ganz sicher mußte man das alles nicht.

Die zwei hellen, glatten, sauberen Figuren standen noch eine Weile vor dem Kasten und starrten das eigenössische Kreuz darauf an. Abholung um 5 Uhr, lasen sie gemeinsam. Dann gingen sie schweigend nach Hause. Es war Sabine, als hätte sie ihrem langjährigen Freund gegenüber ein Unrecht begangen.

In den folgenden Tagen straffte sich die Spannung zwischen Sabine und Herrn Emanuel. Außerlich waren sie natürlich sehr höflich gegeneinander. Bei Tisch besprach man verschiedene politische Ereignisse, denn, wenn auch Sabine Gedichte über alles liebte, so interessierte sie sich doch auch für das, was sich in der Welt ereignete. Auf diesem neutralen Boden bewegte sich das Gespräch. Emanuel wußte aber mehr, als Sabine ahnte.

Die kleine Bank, deren Kassier er war, lag der Post gegenüber. Zufällig hatte er die zwei appetitlichen Gestalten kommen sehen, auf denen sich die Sonne der heißen Straße zu einer großen Helle zu vereinigen schien. Er hatte sich neugierig und mißtrauisch hinter einen Fensterladen gestellt.

Wichtig! Sie, die in der weiten Welt keinen Menschen hatten, dem sie schrieben, warfen einen Brief in den Schalter. Sie hatten also auf das Inserat geantwortet! O Sancta Simplicitas!

Zuerst erfaßte ihn ein Gefühl des Mitleidens mit den weltunerfahrenen Geschöpfen, die da so harmlos auf den Leim gingen. Nach einer Weile schlug aber das Mitleid in das Gegenteil um.

Was, die Sabine wollte heiraten? Ihr genügte also das friedliche Zusammensein mit ihm nicht mehr? Während er glücklich und vertrauensvoll daheim neben ihr lebte, in be- schaulicher und dankbarer Freude die Abende mit ihr ver- brachte, sann sie auf Verrat. Benützte sie den ersten besten Anlaß, um auf einen Heiratsantrag zu antworten. Während er in Ehren neben ihr grau zu werden gedachte, verlangte sie nach einem Ehemann, dachte sie an Verlobung und Hochzeit. Während er in treuer Freundschaft ihr selbstlos sein Leben weihte, suchte sie nach einem Mann! Emanuel saß stöhnend an seinem Pulke, zog sein großes Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Sabine selbst heiraten wolle, denn Josephine zählte in seinen Augen noch gar nicht mit.

Ein unbekanntes und unangenehmes Gefühl senkte sich in sein Herz und warf dort seinen Anker aus. Auch setzte sich ein peiniger Gedanke in seinem Hirn fest, der ihn nicht mehr verlassen wollte. Er stützte den Kopf in die Hand und sann ihm nach. Kamem Lehrlinge oder Ausläufer, um Geld zu holen oder zu bringen, so fertigte er sie nicht mit der gewohnten Bedächtigkeit ab, sondern hastig, zerstreut, fast leichtsinnig. Dann setzte er sich wieder und lauerte auf das unangenehme Gefühl und den peinigen Gedanken. Was war das nur? Was quälte ihn so? Er zuckte heftig die Schultern und schüttelte sich. Aber es wurde nicht anders. Unwirsch fing er an, die langen Zahlenreihen zu addieren. Er mußte heute zum drittenmal von vorn anfangen, was ihm sonst nie passierte.

Abends ging er mit gesenktem Kopfe heim.

„Was fehlt wohl dem Herrn Bankkassier?“ fragten die Leute auf der Straße. Als er anfangen wollte zu essen, hatte er keinen Hunger. Das erschütterte ihn fast, denn so lange er denken konnte, hatte er abends immer Hunger gehabt. Auch Sabine sah, daß er nur in seinen Makkaroni mit Tomaten herumstocherte. Das Gewissen regte sich in ihr. Also so sehr hatte sie gestern ihren Freund betrübt und ver- lezt, daß er nicht essen mochte?

Sie bemühte sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen, und leitete das Gespräch auf die hohe Politik. Es gelang ihr, Emanuels Stirne etwas zu glätten. Aber nur vorüber- gehend. Wenn Sabine an den Brief dachte, den sie heute Nachmittag in den Kasten geworfen, regte sich um ihrer Heimlichkeit willen das Gewissen doppelt in ihr und sie sah mit einem scheuen Blick ihrer durchsichtigen Augen zu dem Freunde hinüber.

Das Kleeblatt saß abends um den runden Tisch auf der Laube wie immer. Aber das Wand, das sie sonst geeint, war zerrissen. Der Hauch behaglichen Friedens hatte sich verzogen.

(Fortsetzung folgt.)